

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 29 (1973)
Heft: 2

Artikel: Die sprachliche Verpöbelung der Menschheit
Autor: Teucher, Eugen
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-421102>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die sprachliche Verpöbelung der Menschheit

Meine Freunde fangen an, sich über mich lustig zu machen, weil ich, wenn von dem Wesen und der Eigenart unserer Zeit die Rede ist, diese Eigenart und dieses Kennzeichen unserer Zeit als „le culte du laid“ bezeichne. Der geneigte Leser hat bemerkt, daß ich „laid“ mit einem *d* schreibe, daß es sich also nicht um einen Kult der Milch, sondern um den Kult des Häßlichen handelt. Ja ist es denn nicht so? Wo man die Welt anfaßt, wo man hinschaut, grinst einem die Häßlichkeit entgegen. Es gilt als zeitgemäß, sich so häßlich wie möglich zu kleiden, so häßlich wie möglich zu essen, ja, zu essen, nämlich so: mit aufgestützten Ellenbogen die Suppe zu schlürfen, am Tische dazuhocken wie ein Affe auf einem Kamel . . . Ich brauche Ihnen das nicht weiter zu schildern. Die Häßlichkeit, verbunden mit Unhöflichkeit, Aufbegehren und Verächtlichmachen: daraus setzt sich die Lebensgestaltung vieler Menschen zusammen.

Selbstverständlich hat diese Haltung auch ihre Auswirkung auf die Sprache. Es gilt als zeitgemäß, sich so rüpelhaft und pöbelhaft wie möglich auszudrücken. Es gibt — man wird es kaum glauben — sogar ein „Insult dictionary“, ein Wörterbuch der Beleidigungen, das im Londoner Verlag Wolfe herausgekommen ist. Es nennt sich „How to be abusive in five languages: English, French, German, Italian, Spanish“, das heißt, wie man sich rüpelhaft in fünf Sprachen ausdrücken kann, auf englisch, französisch, deutsch, italienisch, spanisch. Ein paar Beispiele: Am Bahnhof soll man sagen: „Soll das ein Eisenbahnwagen oder ein Müllwagen sein?“ oder: „Ich brauche einen Gepäckträger, keinen Zwerg!“ oder: „Das Gepäck enthält zerbrechliche Dinge, du plumper Idiot!“ oder: „Wenn Ihr Name Meier ist, dann ist das Ihr Platz; sonst suchen Sie für Ihren fetten Hintern ein anderes Brett!“ Alle diese Liebenswürdigkeiten werden in fünf Sprachen übersetzt. — Es ist kein Zufall, daß dieses Wörterbuch der Beleidigungen gerade in London erschienen ist. Die Engländer waren früher,

namentlich im sogenannten Viktorianischen Zeitalter, von einer geradezu sprichwörtlichen Höflichkeit. Jetzt, im Zeitalter der Häßlichkeit, hat das Pendel nach der andern Seite ausgeschlagen.

Was man früher Bildung nannte, ist heute nicht mehr gefragt. Mit Bildung meine ich nicht akademisches Wissen, sondern harmonische Ausbildung aller Gaben und Kultur des Herzens. Damit konnte sehr oft geistreicher Humor verbunden sein, der nur scheinbar an Taktlosigkeit grenzte, so etwa der Ausspruch des Prinzen von Conti (die Conti waren mit den Bourbonen verwandt), der bei der Siegesfeier für den Marschall von Luxembourg rief: „Place pour le tapissier de Notre-Dame!“ (Platz für den Tapezierer von Notre-Dame.) Die Kirche war nämlich in einen Wald von eroberten Fahnen verwandelt, und der Marschall, der sehr klein von Gestalt, fast ein Zwerg war, konnte kaum durch die Menge kommen.

Unter Bildung verstehen aber heute die meisten eine Ansammlung von leerem, sinnlosem Wissen. Ich denke dabei an jenen Amerikaner, dem ich in Salzburg begegnet war, der von allen Werken Mozarts die Nummer des Köchelverzeichnisses auswendig wußte, wie wenn diese Nummern das Wesentliche wären; zur Musik Mozarts hatte er nicht die geringste Beziehung. Aber diesem zerebralen Wesen steht die Häßlichkeit überaus nahe. Die moderne Musik — nicht Strawinski oder Hindemith oder Honegger, das sind Klassiker, sondern die sogenannten Avantgardisten wie Schönberg oder Webern — ist gleichzeitig häßlich und zerebral. Die Zuhörer wollen es nur nicht wahrhaben, oder sie glauben sich zu blamieren, wenn sie ihre wahre Meinung sagten.

Und in der bildenden Kunst, auf dem Theater und im Film macht sich die Häßlichkeit ebenfalls breit. Der Mondo cane prahlt sogar mit der Häßlichkeit. Wie sollte da die Sprache davon verschont bleiben?

Häßliches, Gräßliches, Abstoßendes, Abscheuliches hat es in der Literatur zu allen Zeiten gegeben. Auch bei Homer findet man Abscheuliches — und Homer bleibt dennoch schön. Die Darstellung der Marter in vielen Heiligeniten ist abstoßend — und doch sind diese Viten, was sie sein sollen: erbaulich. Ein großer Teil der slawischen Literatur des Barocks ist so scheußlich und gräßlich, das einer ihrer Darsteller, Dmitrij Tschishewskij, diese Literatur als „außerhalb der Schönheit“ bezeichnet. Von Shakespeare wollen wir schon gar schweigen, und selbst das ästhetische 18. Jahrhundert, das, wenigstens seine französischen Vertreter, Shakespeare wegen des Häßlichen ablehnte, kannte eine Literatur

des Grausigen und des Scheußlichen, zu der sogar Friedrich Schiller mit seinem „Geisterseher“ zu rechnen ist.

Aber noch kein Zeitalter hat das Häßliche und Abscheuliche so zynisch-vordergründig betrieben wie das unsrige. Ich wähle mit Bedacht das Wort „betrieben“; denn es sind infernalische Machenschaften, eine kalt berechnende Industrie, die das Häßliche hervorbringen. Dazu wird der „Kult des Häßlichen“ auch von politischen Organisationen bewußt gefördert, zum Beispiel vom Kommunismus.

Zum Häßlichen gesellt sich die unverhüllte und schamlose Darstellung des Sexuallebens in Literatur und Film. Doch glaube ich, daß hier der Höhepunkt bereits überschritten ist, so daß wir uns deswegen nicht mehr zu ereifern brauchen.

Aber nicht nur in Literatur und Kunst hat sich das Häßliche breitgemacht; auch im Alltagsleben ist eine Verpöbelung eingetreten, wie sie kaum je da war. Hier hilft die Mundart kräftig mit. In der Mundart, meinen viele, könne man sich ungestraft austoben. Wenn ich ein Kind etwas frage, antwortet es „he?“ oder „hä?“, im besten Falle „was?“.

Bei Erwachsenen kommen „Chaib“ und „Siech“ und „Huer“ fast in jedem Satz vor. Auch das überall durchgedrungene „Tschau“ beim Grüßen ist nicht gerade schön. Und der Gruß und das „Ja“ ohne Anrede Herr X oder Frau X hat sich überall eingenistet; doch das ist eine internationale Erscheinung; selbst die Franzosen haben ihr höfliches „Oui, Monsieur“ zu einem lapidaren und klotzigen „Oui“ vereinfacht. Früher hatte man ein Sensorium dafür, was schön oder häßlich klang, sogar dann, wenn sich ein Irrtum dahinter verbarg. So empfand man den Namen der basellandschaftlichen Gemeinde „Gelterkingen“ als häßlich oder vulgär und machte daraus ein „Gelterkinden, obschon die erste Form durchaus richtig war, nämlich ein Ortsname mit der fränkischen Endung „-ingen“.

Die deutsche Sprache ist es nicht allein, die auf den Hund gekommen ist. Die ganze Menschheit erlebt eine Verseuchung der Sprachen. Ernst Jünger spricht in seinem wunderbaren Roman „Auf den Marmorklippen“ von der Schändung des Eburnums, eines erhabenen, geweihten Liedes. „Dann aber gab es das Eburnum, das im Altertum den Erlegern der Ungeheuer, die vor der Menschensiedlung in den Sümpfen und Klüften hausten, vorbehalten war. Das klassische Eburnum mußte in höchster, erlauchter Heiterkeit gehalten sein; es hatte in der Admiratio zu enden, während der aus zerbrochenem Käfig ein schwarzer Adler in die Lüfte stieg . . . In diesen Kämpfen, die zu Menschenjagden, Hinterhalten und Mordbrand führten, verloren die Parteien jedes

Maß. Bald hatte man den Eindruck, daß sie sich kaum noch als Menschen sahen, und ihre Sprache durchsetzte sich mit Wörtern, die sonst dem Ungeziefer galten, das ausgerottet, vertilgt und ausgeräuchert werden soll . . . Freilich fand keiner von den großen Sängern, und ob sie goldene Lasten boten, zu solcher Schändung (des Eburnums) sich bereit. Da holten jene (die Gegner) denn die Harfenisten, die auf der Kirchweih zum Tanze spielen, und die blinden Zitherschläger, wie sie vor den Triklinien der Freudenhäuser die trunkenen Gäste durch Lieder von der Venusmuschel oder von dem Fresser Herkules erfreuen. So waren denn die Kämpen und die Barden einander wert.“

Eugen Teucher

Schluß mit der Sprachschluderei!

Von Dr. Friedrich Witz

Der bekannte Verleger hat diesen Beitrag für die Zeitschrift „Schweizer Schulfunk“ (38. Jahrgang, Heft 5, Februar-März, 1973) als Einführung zu seiner verdienstvollen Schulfunksendung gleichen Titels geschrieben, die zum erstenmal im Frühjahr 1969 und nun zum zweitenmal im März dieses Jahres (9. und 30.) ausgestrahlt worden ist.

Deutsch — unsere Schriftsprache

In der Schule lernen wir neben andern Fächern auch Deutsch. Die deutsche Schriftsprache nähert sich den jungen Deutschschweizern zunächst wie eine Fremdsprache. Sie klingt bei aller Verwandtschaft anders als unser alltägliches Verständigungsmittel, die Mundart. Erst die Schullesebücher öffnen uns die Türen zur Eigenart und zur Schönheit der deutschen Sprache, wenn auch vorerst nur spaltbreit. Sobald wir Gedichte lesen oder uns der Lehrer diese Gedichte im richtigen Tonfall lesen lehrt, fällt uns der unserem Deutsch eigentümliche Wohllaut auf, und wir erkennen, daß es so etwas wie Sprachmusik gibt. Wie beim Wandern oder Singen das Taktgemäße uns ins Blut dringt, so spüren wir Ähnliches auch in unserer Sprache, fühlen, ob ein Satz richtig ausklingt oder zu früh oder zu hart abbricht. Verbindliche Regeln gibt es hier nicht, vieles bleibt dem Gespür, dem Ohr überlassen.

Es ist höchste Zeit, daß wir mit unserer Sprache zum Arzt gehen. Warum? Weil sich die Anzeichen dafür mehren, daß eine wilde Sprachverschluderung im Anzug, ja eigentlich — gleich einer an-